

Heinrich Federer

Autor(en): **Korrodi, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574672>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Heinrich Federer.

Zwei Wörtlein zu seinem 50. Geburtstage (7. Oktober 1916).

Vielleicht zerstöre ich manchem stillen Liebhaber der Werke Heinrich Federers eine schöne Illusion, wenn ich den Finger auf den Kalender lege und schreibe: Soeben geht Heinrich Federer über die Schwelle des fünfzigsten Jahres. Das klingt einfach unwahrscheinlich; denn sein lebenswürdiger und unverkennbarer Ruhm ist erst sechs, sieben Jahre alt, und in seinen Büchern entdeckt man ja noch gar kein weißes Haar, während es doch das Schicksal humorvoller Dichter ist, daß ihnen mit der Weisheit der Jahre der Honigtopf aus- und der Sauertopf übergeht. Die Leser der „Schweiz“, deren treuester Mitarbeiter Heinrich Federer immer war, wissen es besser, daß sein Talent so früh wie andern aus der Knospe brach, daß er aber seine Werke zuerst für die Schublade schrieb und erst nach einer strengen Quarantäne den Zeitgenossen mit jener zaudernden Gebärde übergab, die kein schlechtes Merkmal ist, wenn man den Goetheschen Tasso sich zum hohen Vorbilde nimmt.

Doch ein so hohler Philisterdarm möchte ich nicht sein, daß ich ein Kalenddatum benützte, um einen Dichter irgendwie literarisch einzukapseln, und wenn ich auch das schmeichelhafteste Medaillon in die Kapsel legen könnte. Da das Werk Heinrich Federers gut ist, was bedarf es denn noch mehr als des herzlichsten Dankes? Das würde eine prächtige Gratulationscour geben, wenn alle die Dankbaren Spalier bilden könnten. Da wären einmal die goldenen Jungen, die die Geschichte „vom gestohlenen Belgierkönig“ mit Herzklopfen und heiligen Schwüren, niemehr einen Zehnräppler aufs Gewissen zu nehmen, lasen; da wären die armen Schulfüchlein, die keine Muster-schüler wie Emil in der Geschichte vom „Vater und Sohn im Examen“ waren, die aber der Ueberzeugung sind, daß der Dichter sie lieber hat; da kämen die behaglichen Spaziergänger, die zu den Bergen in einem platonischen Verhältnis stehen und den „Pilatus“ lieber lesen als besteigen; jene, die für alle Zeiten das Appenzeller Geißbähnchen einem Expreszug vor-

ziehen würden, seit sie in dem Roman „Berge und Menschen“ gelesen haben, wie amüsan und spielend die Menschenkenntnis in einem Schneckenbähnchen sich bereichern kann. Und siehe da, sogar mürrische Kritiker, denen ein Glütlein auf den gelben Backen blüht, wenn sie an die „Umbrischen Reisegegeschichtlein“, „Das letzte Stündlein des Papstes“ denken! Wer hätte auch vermutet, daß auf einem Zinken der Abbruzzen ein solch poetischer Sprudel hervorquellen könnte, wer hätte geglaubt, daß die „Fioretti“ des heiligen Franz neben sich noch eine so anmutige Konkurrenz duldeten! Aber die untrüglichen Gratulanten scheinen doch die Bücher selbst zu sein, ich will sagen, die Menschengebilde aus Federers Hand; sie danken ihm, daß er weder verzückte Engel, noch geschwänzte Teufel aus ihnen gemacht, daß er ihnen, wenn er ihnen eine Warze unter die Nase malte, sicher ihr Herz um so schöner vergüldete, ihnen vor allem eine so schmachhafte Beredsamkeit und soviel Geist mitgegeben hat, daß wir gestehen müssen: Die Menschen Heinrich Federers haben geradezu esprit, aber freilich in alemannischer Tunke. Sie sind nicht bloß flink und schlagfertig, weil sie das Herz auf der Zunge haben, sie sind unter allen Dörflern der schweizerischen Literatur eben doch als die richtigen Lachweiler, die Bettern und Basen der Seldwylers, sicherlich die direkten Erben ihrer Phantasie, wiewohl die Lachweiler etwas intimere Beziehungen zu ihrem buntern und üppiger dekorierten Himmel pflegen. Aber wenn man doch gerade davon spricht, so sei bemerkt, mit welcher holder Zutraulichkeit die Phantasie in seinen Werken sich Gudlöcher in den Himmel bohrt, der zwar katholisch, aber weitherzig und poetisch genug ist.

So wirkt es gar nicht verwunderlich, daß diesem Dichter überall, selbst in den Gemächern, wo violette Monsignori und purpurne Kardinäle rauschen, doch immer die reine Menschlichkeit Kern und Stern der Sache bleibt. So siegt in „Sisto e Sesto“ die Bruder- und Menschenliebe des Papstes über die pontifikale Würde; so darf



Paul Matthes, Luzern. Hofkirche in Luzern
mit dem alten Kaplanenhaus.

Federer mutig einen Kaplan schildern, der eine Gemeinde leitet, aber selber von dem Grundbaß seiner Haushälterin geleitet wird. So darf der Boverello im Lateran sagen, daß ihn die Erde blende, weil ihm die Krone des Papstes Innocenz die Aussicht auf den Menschen im Papste versperrt. Indem er ihm Krone, Kette und goldgewirkte Stola abtreift, drückt er in feinem Symbolismus die menschliche Beziehung aus: Jetzt können sich die Seelen du sagen. Es gibt eine eigenartige Logik

und Dialektik fast in jeder Geschichte Federers: Das Herz und der Verstand kommen sich in die Quere, aber der Dichter geht mit seiner ganzen Intelligenz zur Partei des Herzens über. Und so ist der Menschenzuspruch bei seinen Büchern nicht unerklärlich, weil sie eigentlich wärmer als die Bücher vieler Zeitgenossen sind, die lieblos sein wollen. Es ist wahr, Federer schreibt nicht mit dem Rücken gegen den Leser. Er lächelt uns entgegen, aber das war doch auch die Urbanität, die jeder Erzähler schon bei den alten Italienern lernen kann. Erzählen sie bei Boccaccio nicht *sorridendo e volentieri*? Dieses ungezwungene, schelmische Lächeln, das seine holden Gaben umflattert, tut uns allen herzlich wohl; es ist kein hochmütiges Lächeln, sondern kommt ganz aus den verborgenen Falten der Seele; es poliert gleichsam den Globus, es verfeinert den ganzen Chorus seiner Menschen, sodaß uns die Abruzzenhäße ebenso melodisch klingen wie die Appenzeller Jodler. Dieses Lächeln möge sich der Erzähler Heinrich Federer konservieren. Wenn die Zeit wieder genesen wird, kann dieses Lächeln schmerzlich lindernd

und heilsam sein. Deshalb wünsche ich Heinrich Federer an seinem fünfzigsten Geburtstag, daß er im Kampf mit allen Quälgeistern der Gesundheit sich den beschwingenden Frohmut bewahre, *con amore* die süße Kunst des Fabulierens meisterlich weiterpflege, auch wie bisher jüngern Talenten mit seinem kritischen Verständnis in den Bügel helfe, kurz, daß er der bleibe, der er ist. Wie sein Taddeo Umente — die Eins vor vielen Nullen, was jeder ganze Dichter sein muß. Dr. Eduard Korrodi, Zürich.

Zwei Aphorismen.

Jemand kränken, der uns liebt, heißt einen Wehrlosen angreifen; denn die Liebe entwaffnet.

Es gibt nur ein Kriterium nicht nur

des Charakters, sondern des ganzen Menschen: das Maß der uns inwohnenden Notwendigkeit wahr zu sein — die Wahrheit zu leben!

Friedrich Dolores v. Wymetal, Bollikon.